Zum Gedenken an Hans Barth

Autor(en): **Keller, Wilhelm**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy**

Band (Jahr): **25 (1965)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zum Gedenken an Hans Barth

Trauerrede von Wilhelm Keller

Mir ist der Auftrag zuteil geworden, in dieser Stunde des Abschieds dem Dahingegangenen im Namen der Universität Zürich, insbesondere der Philosophischen Fakultät I, der er angehörte, den Dank für sein Wirken zum Ausdruck zu bringen und den hinterlassenen Angehörigen das aufrichtigste Beileid auszusprechen.

Das ist eine ehrenvolle und zugleich schwere Aufgabe. Sie ist ehrenvoll, weil sie den Beauftragten in eine Nähe zu dem Verstorbenen bringt, dessen menschlicher Adel und dessen geistige Leistung weit über dem gemeinen Maß stehen. Und sie ist schwer nicht nur wegen des Leids, das auf uns allen lastet, sondern auch, weil es in dem Verstorbenen einen Mann zu würdigen gilt, dessen Wirken und Denken sich von seinem Sein nicht trennen lassen. Das Wirken und Denken Hans Barths wurzelte, über alle seine theoretischen Bedingungen hinaus, in seiner Haltung und Gesinnung, und diese ihrerseits hatte ihren Ursprung im Quellgrund seiner persönlichsten Existenz.

In der Auseinandersetzung mit seinem bestürzenden Tod ist mir in den letzten Tagen diese Einheit von Wirken und Denken des Dahingegangenen in einem immer ergreifenderen Maße offenbar geworden; im selben Maß aber auch die Tatsache des Ungreifbaren, das im Verborgenen bleibt. – Was Karl Jaspers in bezug auf jeden anderen sagt: «ich kann nie gleichsam einen Bilanzstrich unter einen Menschen setzen und die Summe ziehen in einem Wissen, was er sei», das gilt in erhöhtem Grade von dem uns nunmehr Entrückten, zumal er selbst in einer scheuen Verhaltenheit die Verschwiegenheit des Persönlichen hochhielt. Diese Scheu will von uns auch in dieser Stunde geehrt sein und verbietet uns alles Zudringliche.

Unzweideutig und klar aber steht vor uns die äußere Erscheinung und Bekundung dieses vollen – und ich glaube sagen zu dürfen – dieses geglückten, nun so früh abgebrochenen Lebens. Immer wieder ist das Überraschende dabei, wie sich das scheinbar Zufälligste zur

tieferen Sinnganzheit fügt. Sein Studium der Jurisprudenz war einer Verlegenheitswahl entsprungen; schon dem Studenten war die Philosophie die geistige Wahlheimat. Aus beidem zusammen aber ergab sich die überzeugende Linie seiner späteren Lebensarbeit: das Feld der Rechts- und Staatsphilosophie und die Abklärung ihrer geistesgeschichtlichen, systematischen und normativen Hintergründe. – Nach dem Studienabschluß, in der Verlegenheit um den Beruf (da ihm der des Juristen nichts zu bieten vermag), versucht er sich mit schriftstellerischen Arbeiten und gewinnt damit die Aufmerksamkeit Eduard Korrodis. Der so zuwege kommende, mehr zufällige als gesuchte Einsitz in den Redaktionsstab der Neuen Zürcher Zeitung zwingt ihn mitten hinein in eine Publizistik, die durch die geistig-politische Auseinandersetzung der dreißiger Jahre gebieterisch bestimmt wird. Er nimmt teil, und sehr bald in maßgeblicher Rolle, an dem Abwehrkampf gegen die dunklen Mächte des mystischen Irrationalismus, der totalitären Verabsolutierungen, der kollektivistischen Fanatismen, vor deren schleichendem Unheil und deren drohender Gewalt es das Menschliche zu retten gilt, und von da ab steht sein Denken immer eindeutiger im Dienst der Humanität und der politischen Verantwortung, wie es die Festschrift zu seinem 60. Geburtstag in ihrem Titel formuliert. – Gewiß war die Aufgabe ihm von Hause aus gemäß, aber sie gab ihrerseits, durch die Unmittelbarkeit ihres Anspruchs, seinem Denken erst die volle entelechiale Bestimmtheit und Prägung. – Und diese Aufgabe entband in ihm auch den mannhaften Mut und die Unerschrockenheit in allem Grundsätzlichen, die ihn für uns auszeichnete. Denn eine höchst konkrete Bedrohung der eigenen Existenz, wie er sie da über sich schweben wußte, beschenkt den, der sie auszuhalten entschlossen ist, mit erhöhter Gelassenheit und Unbeirrbarkeit. – Mit der Fülle seiner Beiträge zur Klärung des historischen Bewußtseins wurde der Verstorbene damals für die Öffentlichkeit zum kritischen Mahner und Wächter. Es war ein indirekter Weg: er schrieb über Bacon, Mandeville, Rivarol, Burke und seine Verdammung der französischen Revolution, über Constant und Cortés, über Lamennais und Proudhon, über Destutt de Tracy und seinen Konflikt mit Napoleon, über Tocqueville und seine Besinnung auf die Gefahren des Demokratismus, über Hegel und Marx, über Jacob Burckhardt, über Nietzsche und die modernen Ideologien, über Bergson, Sorel und Croce und viele andere; er schrieb über die Idee der Toleranz, über politische

Anthropologie und politische Theologie, über staatlichen Zwang und geistige Freiheit, über Vernunft und Gewalt, über Recht und Ethik und vieles mehr. Alle seine Analysen sind geschichtlich rückbezogen, aber sie erfolgten alle zugleich unablässig im Blick auf die Gegenwart. – Was ihm aus dieser Arbeit am wichtigsten schien, hat er 1943 in einem Bande vereinigt, dessen Titel nicht sprechender sein könnte: «Fluten und Dämme». – Diesem Buch folgt schon zwei Jahre später ein zweites, «Wahrheit und Ideologie», um eine Thematik kreisend, die für den Philosophen der politischen Ideen eine höchst beunruhigende ist und sein muß: um Sinn und Recht der Ideologienlehre, der Ideologieverdächtigungen alles politischen Denkens, und um die Bedeutung und Funktion, die dementgegen doch auch dem Wahrheitsstreben in diesem Denken zukommt; ein Glaube, den der Verstorbene in unbeirrbarer Überzeugung hochhielt. Das besagte Buch erhellt das Gemeinsame aller Ideologielehren: nämlich den zersetzenden und darum inhumanen und bösen Willen, der darauf geht, eine gegnerische Position zu entwerten, indem man ihr die Wahrheitswilligkeit abspricht und sie als Ausfluß standorts- und interessebedingter Perspektiven erklärt. Das Buch zeigt weiter, wie diese Destruktion der Humanität im 19. Jahrhundert sowohl von der rationalistischen wie der irrationalistischen Seite, sowohl durch Marx wie durch Nietzsche erfolgt ist; aber es muß für den Verfasser eine große Genugtuung gewesen sein, zugleich zeigen zu können, daß gerade auch in diesen relativistischen Theorien selbst – in ihrem inneren Widerspruch – wie durch eine «List der Vernunft» der Maßstab des objektiv Richtigen doch noch wie ein «Sprengkörper» zur Wirkung kommt.

Das Buch erschien in dem Jahr, in dem der Krieg zu Ende ging. Und damit stand auch für Hans Barth eine neue Wendung bevor. 1946 erfolgte die Berufung auf den vakant gewordenen ersten Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Zürich, wobei es die weitere Planung gestattete, eine Umschreibung seines Lehrgebiets zu vollziehen, die seinem Arbeitsfeld aufs glücklichste entsprach. Auch dies wieder dem Anschein nach ein Zufall, aber wie sinnvoll für seine Entfaltung!

Denn war nun nicht durch das Ende des Krieges – für eine Weile wenigstens – die Dringlichkeit des Mahner- und Wächteramtes im Rahmen der Öffentlichkeit vermindert, und stand nun nicht umgekehrt alles im Zeichen des Aufbaus und der Sorge für die Zukunft – und was konnte da nun für einen Mann mit dem Rüstzeug und dem

Anliegen, wie es in Hans Barth zur Reife gelangt war, angemessener sein als die Bildungsarbeit an der Jugend, die der Träger dieses Aufbaus und der verantwortliche Gestalter dieser Zukunft sein würde?

Wieder hat aber er selbst dieses Amt nicht gesucht. Es suchte ihn. Ja, er selber trug sich mit Bedenken; er hatte keine akademische Lehrerfahrung, und er unterschätzte sich in seiner angestammten Bescheidenheit. Die Fakultät mußte seine Bedenken zerstreuen. Wie recht sie daran tat, bewies der Erfolg.

Der Wechsel von der Redaktionsstube in den Hörsaal war so denn auch kein Bruch, sondern bedeutete eine Kontinuität auf neuer Ebene. Diese Kontinuität blieb auch in seiner schriftstellerischen und forscherlichen Arbeit gewahrt. Die Reihe der monographischen Studien geht weiter, die geistesgeschichtliche Essayistik, zu deren Meister er geworden war und die bei ihm von dem durchgehenden Tenor bestimmt ist, den wir kennen, reißt nicht ab und drei neue Bücher erscheinen im Laufe der Zeit: 1954 «Pestalozzis Philosophie der Politik», worin Barth mit überzeugendem Erfolg nach der systematischen Einheit von Pestalozzis politischer Philosophie fragt, mit großer Klarheit die innere Zusammengehörigkeit derselben mit Pestalozzis Pädagogik und Anthropologie darlegt und zugleich die Modernität und Aktualität dieses Denkens ins Licht stellt.

1958 folgt «Die Idee der Ordnung», worin wir wohl, zusammen mit der schönen Abhandlung über «Staat und Gewissen im Zeitalter des Säkularismus», das geistige Testament des Verblichenen erblicken dürfen. Da wird nichts Geringeres entworfen als die Logik oder besser noch: die Dialektik jenes dynamischen Gefüges, das eine Gemeinschaft allein lebensfähig macht: die politische Ordnung. Sie konstituiert sich als das Zusammenspiel fundierender Momente: des Konsensus der Einzelnen, der Loyalität, des Gefüges der Sanktionen, das die Ordnung sichert und stützt, und der Instanz, welche – immer in Personen bestehend – das soziale Gebilde handlungsfähig macht. Über alle dem aber schwebt das Problem der Letztinstanzlichkeit der Entscheidungen, sei es der Entscheidungen jener Funktionsträger im Sinne der bestehenden Ordnung, sei es der Entscheidungen des Einzelnen im Sinne einer Revolution der Ordnung und einer besseren Wahrheit. Hier hat das Gewissen seinen Ort. So gehört zum Wesen der Ordnung gerade ihre innere Konfliktmöglichkeit, und darin steht einmal mehr das Menschliche in seiner Eigentlichkeit vor

unseren Augen. Mit steigender Zivilisation wächst die Gefahr der Selbstentfremdung des Menschen in die tödlichen Extreme, und sie kann nur durch die Kraft der Ordnung aufgehalten werden, die der Freiheit ineins Schranken setzt und Boden gibt. «Ausschlaggebend» – ich zitiere den Gipfelpunkt dieser Analyse – «ist eine politische Ordnung, die in einem unausgesetzten Prozeß das Wahre zu suchen und das Gerechte zu bestimmen erlaubt. Wenn man nun fragen würde, ob es denn in dem Konflikt, von dem unsere Ausführungen handeln, keine objektiv verbindliche, ein für allemal festlegbare Lösung gebe, so muß geantwortet werden – nein. Freiheit ist ein Wagnis.»

1959 endlich folgt «Masse und Mythos – die ideologische Krise an der Wende zum 20. Jh. und die Theorie der Gewalt: Georges Sorel».

Der steigende Ruf hat dem Verstorbenen zwei ehrenvolle Berufungen an ausländische Universitäten eingetragen. Beide hat er abgelehnt, um Zürich die Treue zu halten.

Das akademische Amt brachte weitere Beanspruchungen mit sich. Während drei Semestern hat er mit Einsicht und Sorgfalt das Dekanat der Fakultät betreut. Groß war sein Einsatz im Präsidium des Instituts für Auslandsforschung und in der Forschungskommission des Nationalfonds an der Universität.

Zwei Institutionen haben mich ausdrücklich gebeten, auch in ihrem Namen hier zu sprechen: ich lese aus einer Zuschrift des derzeitigen Präsidenten der Zürcher Volkshochschule: «Prof. Barth war überzeugt von der Bedeutung des lebenslangen Bildungsbemühens der Menschen aller Bevölkerungskreise und übernahm es darum, der Institution der Volkshochschule vorzustehen, die dem Erwachsenen den Weg zum Erkennen und Verstehen und daraus zum Anerkennen und Sichverpflichten ebnen will und ihn so das richtige Verhältnis zu Umwelt und Gemeinschaft gewinnen läßt. – Wie überall, so betrachtete Prof. Barth auch in der Volkshochschule alle Dinge vom Grundsätzlichen her, was ihn die Einzelheiten in den richtigen Dimensionen und Proportionen sehen ließ: stets suchte er dem Einzelnen den ihm zukommenden Ort und das gemäße Gewicht im Ganzen zuzuordnen... Die Klarheit und Grundsätzlichkeit seines Denkens gaben seinem Urteil auch hier seine charakteristische Sicherheit. Er mied die Vereinfachung, er suchte die Eindeutigkeit.»

In einer anderen Zuschrift bittet auch der derzeitige Präsident der Stiftung Lucerna um eine Danksagung an dieser Stelle für die

großen und treuen Dienste, die Hans Barth dieser Stiftung während der letzten sieben Jahre als Mitglied ihres Kuratoriums und als Leiter ihres anthropologischen Instituts mit Rat und Tat geleistet hat. Der Präsident drückt sich in ähnlichen Worten aus und betont insbesondere die Wirkung der großen sittlichen Strahlungskraft des Dahingegangenen und die liebenswürdige Gastlichkeit seines Hauses für alle Mitglieder jener Institution.

Im akademischen Amt selbst besteht der Hauptteil in der Lehrtätigkeit. Ihr hat sich Hans Barth mit aufopfernder Hingabe gewidmet. Er war im Vortrag, so ebenmäßig sein geschriebener Stil war, kein Sprachgewaltiger. Das Gedachte sollte durch den Gehalt, nicht durch die Form wirken.

In seinen Lehrauftrag gehörte die Geschichte der Philosophie, aber er hielt nicht viel von der veralteten Form eines kursorischen Laufs durch die Historie. Am einzelnen Denker gilt es das Geschichtliche und zugleich das Übergeschichtliche zu fassen. So hielt er seine historischen Vorlesungen in monographischer Form. – Viele der schon genannten Gestalten bildeten ihren Gegenstand und auch den von Seminarien. Aber neue kamen hinzu: so Cusanus, Descartes, Leibniz, Hume, Rousseau, Fichte, Kierkegaard, Dilthey, Lenin, Hartmann – und immer wieder: Kant mit dem Fascinosum seines Freiheitsbegriffs. – Daneben stehen die systematischen Vorlesungen und unter ihnen mit besonderer Betonung die Grundlegungen zur politischen Philosophie und zur Geschichtsphilosophie.

In den Seminarien, die vorwiegend in Diskussionen bestanden, durften die Studierenden den Respekt vor dem inneren und eigenen Sinn jeder denkerischen Leistung erfahren; in der persönlichen Begegnung beeindruckte sie die Hilfs- und Verständnisbereitschaft, die Geduld und die Toleranz, die väterliche Güte ihres Lehrers. Mir liegt am Herzen, daß wir uns ein Bild von dem machen, wie er selber das Lehrersein verstand. Er hat darüber vor einem Jahr in der Verabschiedung von Hermann Weilenmann unnachahmliche Worte gesagt, die mir Zug um Zug auf ihn selber zuzutreffen scheinen. Ich zitiere: «. . . gute Lehrer sind solche, die immerzu zu lernen bereit sind. Derjenige, bei dem der Prozeß des Lernens nicht abgeschlossen ist und nie abgeschlossen wird, erhält sich die Fähigkeit, auch fortgesetzt lehren zu können und lehren zu dürfen. – . . . Man sagt uns Schweizern nach – bisweilen nicht ohne mehr oder minder gutmütigen Spott, bisweilen aber auch mit dezidierter Verachtung – daß wir alles Heil von der

Erziehung erwarten würden, daß selbst die Lösung schwieriger politischer und ökonomischer Probleme sich zu guter Letzt auf Fragen der Erziehung zurückführen lassen müßten. Auf Kritik (selbst wenn sie unangenehm ist und die Eigenliebe kränkt) soll man hören. Aber *diese* Kritik – glaube ich – können, dürfen wir auf die leichte Schulter nehmen. Denn da möchte man doch, gerade im Hinblick auf die mächtige politische Philosophie des Abendlandes, mit der Gegenfrage antworten: Was sind denn die großen Philosophen der Politik, die Philosophen des Staates und des Rechts von Platon an bis auf den heutigen Tag anderes gewesen als Erzieher? Es ist doch sicher kein Zufall, daß unser größtes pädagogisches Ingenium, Pestalozzi, zugleich ein um die Politik ursprünglich und wesenhaft bekümmerter Denker war! Wo wäre denn in der politischen Philosophie nicht der Rückgriff auf den Gedanken vollzogen worden, daß der gute Staat den guten Bürger voraussetzt, daß der gute Bürger aber Bescheid wissen muß über die Spielregeln der Zusammenarbeit und der Willensbildung, daß er Achtung auch vor Minderheiten üben muß, daß Einsicht, Rücksicht, Verantwortungsbewußtsein dem Ganzen gegenüber, und wie die uralten Tugenden halt nun einmal heißen, das sind, was das Leben der Gemeinwesen überhaupt erst möglich macht? Und wäre das alles nun etwa kein Problem, das den Erzieher und die Erziehung angeht? Und schließlich gehört zu den unerläßlichen Bedingungen des Gemeinwesens die Erkenntnis der Zusammenhänge, die von ausnahmslos allen seinen Gliedern innerhalb bestimmter Grenzen gefordert wird – als Aufklärung in der besten und unverlierbaren Bedeutung des Wortes.

Wenn es schon richtig ist, daß die Umstände die Menschen machen – Pestalozzi hat es gesagt –, dann ist es auch richtig, daß die Menschen die Umstände machen – was der gleiche Pestalozzi im selben Atemzuge festgestellt hat. Und die schlichte Folgerung ist eben die: daß ordentliche Umstände nur von ordentlichen Menschen gemacht werden, was wieder auf die Erziehung zurückführt.»

Wir haben uns vom Bildungsgang und der Gedankenwelt des Verstorbenen in den letzten Betrachtungen nun doch immer mehr dem Wesen seiner Person genähert. Und so sei uns gestattet, trotz des am Anfang gemachten Vorbehalts, zum Schluß noch ein Wort darüber zu sagen, wie er den Kollegen und Freunden erschien. Die behutsame oder männlich-taktvolle Distanz mag für den einen mehr,

für den anderen weniger spürbar gewesen sein. Wir alle aber standen gemeinsam unter dem Eindruck seiner Ritterlichkeit, seiner Gerechtheit und Redlichkeit, seiner unbedingten Vertrauenswürdigkeit, seiner Verständnisfähigkeit und Verständnisbereitschaft, seiner Verläßlichkeit, seiner Unbestechlichkeit, seiner vornehmen Gesinnung, der Souveränität seines Geistes und der Generosität seines Herzens, der Unerschrockenheit seiner Meinungen und Verantwortungsbewußtheit seines Urteils. Wir standen unter dem Eindruck seiner Großzügigkeit, der alles Kleinliche fremd war, die dem Anderen das Seine gönnte, ohne Mißgunst, die den Kleinkram als Kleinkram behandelte und sich den Sinn für das Wesentliche bewahrte. Das alles war bei ihm gepaart mit einer gewissen Lässigkeit gegenüber allem Reglementarischen und Protokollarischen, bei ausgesuchter Höflichkeit und Gewissenhaftigkeit in allem Menschlichen. Er hatte die Gelassenheit, alles Administrative zu lockern und die Gabe, in allen Obliegenheiten die res humana zur Geltung zu bringen. Trotz einer leisen Mißachtung alles Bürokratischen, dem gegenüber er sich gern auf den gesunden Menschenverstand berief, war er ein Mann von ausgeprägtestem Pflichtbewußtsein, der höchste Anforderungen an sich selbst stellte.

Er hatte einen starken Glauben – nicht an eine göttliche Allmacht (den traditionellen christlich dogmatischen Glaubensgehalt lehnte der theologisch stark interessierte Sproß einer weitverzweigten Theologenfamilie ab: er war ihm verdächtig wie aller vermeintliche Besitz von Absolutheiten!) – aber er hatte einen starken Glauben an unverrückbare Werte im Menschen und für den Menschen. Er war von feinstem Zartgefühl, aber er konnte sehr deutlich werden, wo er die Grenzen des menschlichen Anstandes verletzt sah. Mit seinem Glauben an die normative Bestimmbarkeit des Menschen verband sich eine spürbare Skepsis in bezug auf die Endlichkeit alles faktisch Menschlichen, die ihm zugleich auf dem Grund seiner natürlichen Güte eine große Versöhnlichkeit und Verzeihensbereitschaft verlieh.

Von seinem Verborgensten konnte sich für Augenblicke etwas verraten, im Lächeln geheimen Einverständnisses, wenn man an die Gebrochenheit und Gebrechlichkeit alles Menschlichen rührte. Er wußte um eine letzte Einsamkeit im Menschen. In seiner verhaltenen Distanz konnte man zuweilen die Spuren eines geheimen Wunsches finden, die Schranken zum Anderen entschiedener durchstoßen zu können. Gegenpart hierzu war die Fähigkeit und Bereitschaft zu

froher Geselligkeit, zum heiteren, ja lärmenden Gespräch und zum sinnenfreudigen Lebensgenuß. Wir haben noch sein Lachen im Ohr, das in vorgerückter Stunde eine festliche Tafel überschallen konnte. – Nun ist uns seine Stimme verstummt!

Aber Hans Barth bleibt uns übers Grab hinaus ein unvergeßliches Vorbild menschlicher Güte, Redlichkeit und unablässiger echtester Daseinsbemühung.